Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 46

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646619

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 46 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 13. November 1937

Schlaflose Nacht

Des Winters weiße Flocke fällt,
Wie Traum berührt sie diese Welt.
Mein altes Herz nur schlummert nicht
Und ungedämpft brennt noch sein Licht.

Ist es das Leben, das sich staut,
Weil ihm vor seinem Ende graut?
Ist es der Tod? Er spricht: „Gemach,
Du schläfst die Zeit einst reichlich nach!"

* * *

Der Greis

Des Sommers Korn ist längst gefallen,
Des Herbstes Becher ist geleert,
Und nun verläßt der Greis die Hallen,
Nach denen einst sein Herz begehrt.

Zuvor noch ordnet er die Truhe
Für seine Lieben, die noch sind.
Dann nimmt er Stab und Wanderschuhe —
Und noch ein goldnes Angebind.

Es birgt das Wissen um das Letzte,
Der göttlichen Gesetze Sinn.
Was keiner wollte, keiner schätzte,
Die letzte Weisheit ruht darin.

* * *

Zwei Gedichte von Walter Dietiker*)

*) Aus dem neuen Gedichtbuche „Das siebente Buch", das eben im Verlage A. Francke A.-G., Bern, erschienen ist. Leinen Fr. 5.—. — Es ist tatsächlich sein siebentes Gedichtbuch. Mit wachsendem Staunen sahen wir in all diesen Büchern einen Dichter und Bildner des Wortes heranreifen, dem das letzte Ziel der künstlerischen Vollendung greifbar nahe gerückt ist. Wie eine kostbare Kameensammlung liegen seine neuesten Gedichte vor uns. Jedes Stück ein Kunstwerk im Kleinen, wohlausgedacht in Idee und Komposition, in den harten Edelstein einer deutschen Sprache geschnitten, die mit ihren ungeschriebenen Gesetzen der Reinheit und Klarheit und des Geschmackes sich nur dem ringenden Künstler so dienstbereit zur Verfügung stellt, wie es hier der Fall ist. Und wie die steingeschnittenen Kunstwerke die Stoffe bedachtsam auswählen, die des kostbaren Jadeits und der geduldigen Künstlerhand würdig sind, so enthalten Dietikers Gedichte in knappestem Verskleide ausnahmslos ausgereifte Gedanken, als Stoff der dichterischen Formung. Gedanken über die Wunder der Natur, der der Dichter sich brüderlich verbunden fühlt; Gedanken über die Größe der Schöpfung und die Güte des Schöpfers. Form und Versmaß klingen und schwingen mit dem Gedanklichen, steigen, wo im Lied visionär das Höchste erschaut ist, zu hymnischer Kraft empor. Wir wundern uns nicht, daß Komponisten von Ruf Dietikers Dichtungen ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Aus Dietikers Versen klingt reinste Musik. H. B.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 17

Da wandte sich der Pfarrer ihr zu.

Milder als zu Landsiedel sprach er: „Und du, innig geliebtes Kind, du, bisher die getreue Magd unserer Kirche, wie kannst du dich mit dem fremden Bösewicht so schwer verirren! Sage ihm, daß du bereuest; sage ihm, daß du ihn verabscheuest."

„Niemals!" kam es leise und trotzig von ihren Lippen, und die in zitterndem Leid Dastehende drängte wieder mit rascher Bewegung zu Heinrich.

Der Pfarrer wies sie mit erhobener Hand von ihm zurück.

Cesari mengte sich in bebender Erregung ebenfalls in die Gruppe. „Herr Pfarrer, gehen Sie doch lieber hinaus; schicken Sie die Gaffer zur Ruhe! Was hier in der Stube vorgeht, will ich als Familienangelegenheit betrachten, und werde mit den beiden schon fertig. Sie, Herr Landsiedel, verlassen sobald als möglich mein Haus!"

„Ich füge mich Ihrem Wunsch", erwiderte Heinrich in unsäglicher Verwirrung.

Da ein Schrei Doias: „Nein, Heinrich!"

Gini, der sich durch die Worte Cesaris und den Trotz Doias beleidigt fühlte, wollte gehen.

In diesem Augenblick stürzte sich Grimelli in die Stube, mit wilden, roten Glotzaugen und die Flinte in der Hand.

Nun war die Anwesenheit des Pfarrers doch ein Glück. Er entwand dem Rasenden, der die Achtung vor dem geistlichen Gewand nicht ganz vergaß, das Gewehr, und kundig entfernte er die Ladung.

„Verräterin", keuchte Grimelli, dem die dunkle Locke bis mitten ins Gesicht hing, Doia entgegen. „Erdkrebs!" schrie er in ohnmächtiger Wut Landsiedel zu und schlug ein wildes Gelächter an: „Kaum hat man ihn aus dem See gezogen, so will er über unsere Vögel befehlen — so — —"

Die Sprache versagte ihm; mit funkelnden Augen stand er wie ein sprungbereites Raubtier da.

„Geh in deine Kammer, Doia; laß uns allein!" befahl der Sindaco seiner Tochter.

Gehorsam, demütig und stolz in einem Zug ging sie.

„Elender", wandte er sich mit geschwollener Zornader an Grimelli, „was hast du hier zu tun? — Durch deinen schlechten Lebenswandel hast du jedes Recht auf meine Tochter verwirkt; dort ist die Tür!"

Grimelli ging aber nicht, sondern ließ das Zischen seiner Zähne hören.

Da fiel der Blick Cesaris auf Landsiedel. Selbst im Zorn noch höflich, sagte er: „Es ist wohl am besten, auch Sie ziehen sich zurück."

Das tat der verwirrte Gast.

Noch eine Weile dauerte der Streit der Männer. Ein paarmal hörte er die Stimme Grimellis wie das Brüllen eines Tieres. „Ich schieße ihn nieder, den Hund. — Ja, verkaufe das Land an Testa! — Ich bringe Doia um, wenn sie sich weigert, mit mir über Meer zu gehen!"

So hörte Heinrich dann und wann einen abgerissenen Satz, endlich wie erst Grimelli und dann der Pfarrer das Haus verließen.

Auch die Stimmen der Dörfler beruhigten sich draußen auf dem Weg.

Seit einer Viertelstunde waltete Stille. Da pochte es an die Tür Landsiedels.

„Heinrich, du sollst zum Vater in die Stube kommen", flüsterte Doia leidvoll. Ihre Wangen waren gerötet von Tränen. Sie führte ihn an der Hand.

Der Alte, der am Tische saß, strich sich den silbernen Schnurrbart und gab beiden einen schweren, grollenden Blick aus seinen starken Augen. „Nehmen Sie Platz, Herr Landsiedel!" Sein Ton sollte ruhig sein; aber die Brust keuchte ihm. Stumm bedeutete er Doia, daß auch sie sich setze; dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, und seine Augen schauten geraume Zeit nach innen.

Als Heinrich einmal die seinen hob, blickte er in das zerstörte Gesicht Doias, die ihm gegenüber saß, und über ihren Scheitel nach dem Ofen. Dort waren die Schüsse Grimellis hineingegangen und von zwei Kacheln die Glasur heruntergefallen. Mit Schaudern dachte er an die Schüsse. Wenn Doia. —

Fortsetzung Seite 1106

Ausstellung schweizer. Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen

Die Kunsthalle Bern birgt bis Ende November die Arbeiten unserer Künstlerinnen und Kunstgewerblerinnen. Für die Werke der letztern mußten die obern Räume der Schulwarte benützt werden, allwo sich eine Ausstellung innerhalb der Ausstellung bietet — denn das Arrangement an und für sich ist schon eine Sehenswürdigkeit.

Wer die erste Ausstellung der Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen sah, ist ob den großen Fortschritten, die sich heute offenbaren, auf das angenehmste überrascht.

Worin bestehen die Fortschritte? Vor allem in der Sicherheit des Arbeitens. Da gibt es nichts Unfertiges, Tastendes mehr: alles trägt den Stempel des durchgearbeiteten. Auch in der Technik haben sich die Künstlerinnen weitgehend vervollkommnet. Vor allem aber trifft der Fortschritt bei der Wahl der Sujets zu. Sogenannte Frauengebiete gibt es keine mehr, sondern heute liegt die ganze Welt der Frau offen. Und so bietet denn die Ausstellung ein Bild vom Zugriff in das volle Leben, das die Frau von heute sich erlaubt. Waren es früher bloß einige gleichsam Auserwählte, die das Odium des Extremen, sogar Ueberspannten, durch die Wahl ihrer Stoffgebiete auf sich luden, so hat sich dies in unsern Tagen vollkommen geändert.

Gibt es eine männliche und eine weibliche Kunst? Diese Frage wird durch diese Ausstellung entschieden. Nein, es gibt keinen Trennungsstrich. Und diese Arbeiten können sehr gut den Wettbewerb mit männlichen Werken aufnehmen. Ja, in mancher Richtung dürften sie Männerarbeit sogar übertreffen, so ganz besonders in Blumenstücken, die in ganz hervorragenden Arbeiten in dieser Ausstellung vertreten sind, und auch an einigen stofflich und technisch vorzüglich behandelten Stilleben weidet sich unser Auge.

Oder wären Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Kunst in bezug auf das Porträt zu finden? Wir bestreiten dies, denn von jeher zählten die Schweizer-Malerinnen und Bildhauerinnen zu Künstlerinnen, die ganz hervorragendes nicht nur im Frauenporträt, sondern auch im charakterisieren eines Männerkopfes leisteten, und die auch das Cachet des Milieus zu wahren wußten. Namentlich von letzterm spricht manches Porträt und manche Radierung der Ausstellung.

Und das Landschaftliche und das Genrebild. „Le paysage vu à travers un tempérament" wird auch in dieser Ausstellung repräsentiert. Und dabei erfahren wir die Verschiedenheit dieser Temperamente, die sich in der deutschen, der französischen und der südlichen Schweiz offenbart. Weit über unsere Grenzen greifend, sind diese Temperamente auch treffliche Interpreten eines afrikanischen Küstenbildes, und anderer Dinge der weiten Welt. Wie schön unsere Künstlerinnen das Genrebild treffen, ist an manchem Werk beurkundet.

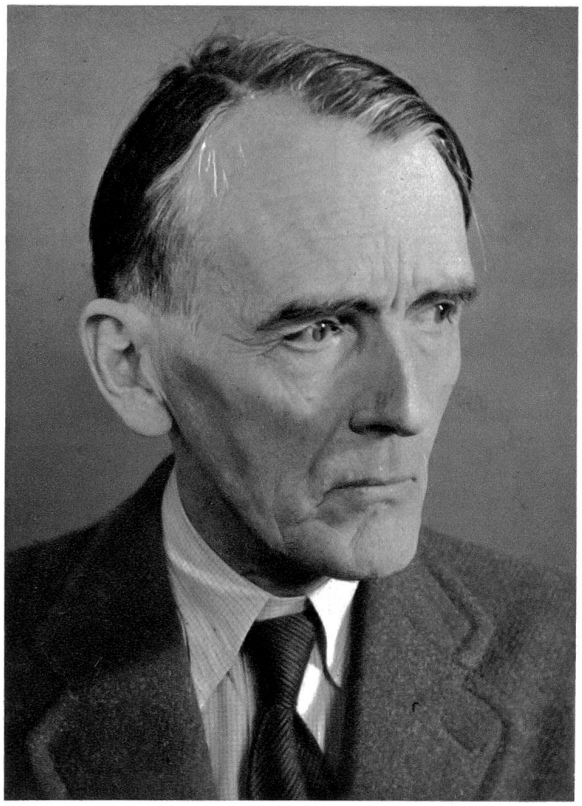
* * *

Und nun die Plastik. Alle Achtung vor diesem Können, obgleich noch lange nicht alle Bildhauerinnen, die sich einen Namen geschaffen, vertreten sind. Zusammenfassend sei für die Malerei, die Kunstgraphik, die Plastik, kurzweg für die Kunst gesagt, daß überall ein ernstes Schaffen zutage tritt, das die große Linie zu wahren weiß — dagegen wird man neue Richtungen kaum treffen.

* * *

Daß das Kunstgewerbe recht eigentlich das Schaffensgebiet der Frau ist, beweist die Ausstellung in der Schulwarte. Welche Mannigfaltigkeit der Techniken macht sich hier kund, und wie mancher treffliche Einfall hat hier einen glücklichen Ausdruck gefunden. Die Keramik schreitet Wege, die ein Stück Vergangenheit wieder aufnehmen, der Gegenwart dienen und auch in die Zukunft weisen. Wunderbar sind die Arbeiten, die dem katholischen Gebiete entnommen sind, wie Bildteppiche usw. Die Bijouterie zeigt viele sehr schöne Stücke und widmet sich auch der Emailarbeit. Die Weberei, die Stickerei, worunter auch das gestickte Wandbild, Scherenschnitte mit farbigen Papieren, Buchillustrationen, Bucheinbände Vorsatzpapiere, Krippenfiguren, Puppen, dies alles und noch viel mehr sind in prachtvollen Arbeiten vorhanden, die manches neue aufzeigen.

Frau H. L.



Otto Wirz 60jährig.

Der Berner Dichter Otto Wirz, Verfasser der ausgezeichneten Romane „Gewalten eines Toren", „Prophet Müller zwo", „Die geduckte Kraft" und „Rebellion der Liebe", beging seinen 60. Geburtstag. Der Jubilar gehört in den vordersten Kreis schaffender Schweizer Schriftsteller. Photopress

(Heinrichs Romfahrt, Fortsetzung.)

„Wir haben nicht lange Zeit", begann der Sindaco schwer und dumpf. „Ich will euch keine Vorwürfe machen. Weil ich auch jung war und das Leben kenne, erfasse ich, wie die törichte Liebe zwischen euch hat kommen können. Ich verstehe dich, Doia; ich begreife, daß du Carlo nicht mehr magst. Was aber geschehen ist, ist doch ein Unglück. — Was soll aus meinem Alter werden — aus dir, Kind! —"

Seine Stimme schütterte.

„Nehmen Sie von Doia für immer Abschied, Herr Landsiedel; ich bitte Sie aus bedrängtem Herzen", stieß er hervor.

„Ich ehre Ihre Worte, Herr Cesari; ich flehe Sie um Verzeihung an!" stammelte Heinrich tief niedergeschlagen, die Seele voll Achtung für den Mann, der selbst in dieser furchtbar schweren Lage seine Würde behielt. Er wollte mehr sprechen; aber das Wort blieb ihm im Hals. Er neigte sein Haupt auf die Hand des Alten; er küßte sie unbewußt.

Da ging ein Zittern durch die große Gestalt Cesaris.

„Ich glaube, daß Sie ein guter Mensch sind", versetzte er mit Rührung; „aber es gibt nichts anderes, Sie müssen aus den Blicken Carlo Grimellis! In einer Viertelstunde werden der Pfarrer und ich Sie nach Airolo hinunterbegleiten. Wir sind einig, daß kein Blut fließen darf! Wir bringen Sie zu Testa, der Ihnen helfen soll, Ihre Angelegenheit mit dem Polizeiamt in Chur zu ordnen. Wohin Sie sich nachher wenden, das steht bei Ihnen. Ueberall gibt es ein Glück, überall ein Leid, und über Ihren Aufenthalt in Altanca lassen Sie Gras wachsen."

Blaß und starr wie eine Bildsäule war Doia bei den Männern gesessen; nur das Zucken ihrer Lippen verriet, daß in ihr noch Leben war.

Jetzt weinte sie laut auf.

Als sich Heinrich erhob und in seine Kammer taumelte, um den Ranzen zu schnüren, schwankte sie ihm nach. Sie nestelte aus ihrer Brust ein kleines Medaillon. „Es ist von Baden. Mein Bild ist darin!" flüsterte sie mit halb erstickter Stimme. „Du Lieber, du, laß mir auch ein Andenken zurück."

Da reichte er ihr den kleinen Goethe. „Etwas Besseres besitze ich nicht!"

Sie dankte ihm mit einem wunderbaren Augenaufschlag; sie berührte das Buch mit einem feurigen Kuß; sie stammelte: „Dein Name steht darin; ich will ihn küssen jede Nacht und an dich denken. —" Sie sank in seinen Arm. „Heinrich — Heinrich — Heinrich!"

Und der Sindaco wehrte ihren Küssen erst, als Frau Grimelli ins Haus trat.

„Der Pfarrer hat gesagt, ich solle bei Doia wachen", erklärte die Alte, die vor Trauer schier in den Boden sank. „Auf seine Mutter werde Carlo nicht schießen; der Pfarrer wartet vor der Tür."

Da winkte Herr Cesari Landsiedel.

Ein Schrei Doias.

Der Vater ging auf sie zu und strich ihr mit der Hand über das halbgelöste, dunkle Haar. „Mein armes Kind, ich leide ja mit dir!" —

Er zog den besinnungslosen Heinrich mit sich ins Freie. Von Altanca hernieder schritten die drei Männer, Landsiedel in der Mitte. Ueber den Bergen, die nur in Schemen zu erkennen waren, zogen die Sterne; aus dem tiefen, dunklen Tal drang in auf- und absteigenden Tönen das Rauschen des Tessins an den stillen Hang empor. Jeder der Männer hing stumm seinen Gedanken nach; erst als sie den Wald und den Weiler Brugnasco hinter sich hatten, brach Cesari das Schweigen. „Ihre Pflicht ruft Sie früh, Herr Pfarrer; kehren Sie zurück. Wir haben nichts mehr zu befürchten, ich bleibe im Tal übernacht."

Der Geistliche ließ sich bereden und nahm kühlen Abschied von Landsiedel.

In der Tiefe schimmerten schon die Lichter von Airolo, wie ein Feuerbrand die Arbeitsstätte vor dem Tunnel.

Dann und wann kam ein herztiefer Seufzer über die Lippen des Sindaco; endlich sagte er: „Sie sind noch jung; Ihnen gehört die Welt; aber was soll ich? — Wir stehen so schlimm, daß ich gedenke, Doia wieder nach Baden zu schicken, ihr, wenn meine Sachen geordnet sind, nachzufolgen und über Meer zu gehen. Wir finden daheim doch keinen Frieden. Es ist hart, nach einem arbeitsreichen Leben über die Wasser sterben gehn!" —

Heinrich, erschüttert von den Erlebnissen des Tages, tat es um den bekümmerten alten Mann so weh, daß er in Tränen ausgebrochen wäre, hätte er zu sprechen versucht.

Als sie Airolo erreichten, war es schon spät; nur die Fackeln des Bahnbaues warfen grelle und geheimnisvolle Lichter an den Sternenhimmel empor. —

Dreizehntes Kapitel.

Heinrich erwachte im Hause Testa. Das gestrige Erlebnis zitterte ihm noch durch die Glieder.

Er fühlte sich in den Räumen fremd. Die Zimmer mit den rotgetünchten Wänden und hohen Fenstern, die Gänge mit den festen Gewölben sprachen aber für die Wohlhabenheit des Besitzers, ebenso die Möbel und Bilder, die von Testa in aller Welt gesammelten Merkwürdigkeiten, Waffen, Teppiche, Stickereien und Nippsachen. Eines drängte das andere. Das war wohl italienischer Geschmack.

Zuerst ließen ihn die Kinder des Hauses ein wenig heimisch werden, zwei Knaben von sechzehn und dreizehn und zwei Mädchen von neun und sieben Jahren, wohlgezogene frische Jugend; sie bewunderten in ihm den in den Bergen gestürzten, deshalb bemitleidenswerten Fremden.

Nach dem Frühstück, bei dem auch Cesari gegenwärtig war, schenkte ihm der Hausherr eine Viertelstunde. „Wir haben Sie also früher hier, als jemand erwarten konnte! Was nun das Ihnen gestohlene Geld betrifft, so ersuchen Sie das Polizeiamt Chur einfach um Zusendung. Ihre Unterschrift lassen wir beim Notar beechtigen. Haben Sie einen Heimatschein oder Paß vorzulegen?“ —

Da war die Verlegenheit Landsiedels groß. Er dachte an das vom Wasser verdorbene Schriftstück und stotterte ein erschrockenes „Nein!“

„Nun, dann muß ich mit Ihnen zum Amt gehen, damit wir das Siegel erhalten“, warf Testa rasch hin. „Wie kann man aber ohne Ausweise in die Welt wandern? — Sie gehören doch zu einem Reisenden wie Hut und Geldbeutel. Bei den vielen Fremden, die sich jetzt wegen des Tunnelbaues in Airolo aufhalten, überwachen die Behörden die Zugewanderten scharf, und, wenn Sie sich vielleicht doch nach Italien wenden, so bedürfen Sie der Schriften unbedingt. Also schreiben Sie in Ihre Heimat um einen Paß. Ich habe jetzt Geschäfte mit Herrn Cesari; wir sehen uns am Mittag und Abend wieder; in einer ruhigen Stunde können wir auch über Ihr weiteres Fortkommen sprechen, vorher aber doch einmal über Ihre Erlebnisse in Altanca. — Guten Vormittag!“

Die Art des weltgewandten Mannes gefiel Heinrich.

Den Brief an das Polizeiamt Chur hatte er bald geschrieben; mehr Kopfzerbrechen verursachte ihm derjenige an Schwager Wilhelm und Schwester Else, denen er den verdorbenen Paß mit der Bitte um raschen Ersatz sandte. Wie viel von seinem Groll gegen sie war über seiner Irr- und Abenteuerfahrt verflogen! In der Erinnerung, daß er im Zorn von den beiden gegangen war, mußte er sich hüten, daß das Schreiben nicht zu herzlich ausfiel. Von seinen wirklichen Erlebnissen sprach er darin nicht, sondern bloß von schönen Wandertagen in den Alpen, wobei ihm allerdings das Mißgeschick begegnet sei, daß ihm ein Regensturm auf schutzlosem Gebirgsübergang den Paß so übel zugerichtet hätte.

Nachdem er den gezwungenen Brief geschlossen hatte, überkam ihn ein Gefühl der Leere, des Heimwehs. Er sehnte sich nach einem Freund, dem er, wenn auch nur schriftlich, sein Herz hätte ausschütten, seine unglückliche Liebe zu Doia bekennen können. Vielleicht Ulrich Zeusler! Nein, gerade dieser helle Kopf hätte gewiß nur wenig Sinn für die Liebesromantik von Altanca; Ulrich stand dafür mit beiden Füßen zu kräftig auf schwäbischem Heimatgrund.

Sehnsüchtig durchging Heinrich die Reihe seiner Jugendgenossen. Da fiel ihm die schöne Begegnung mit Pater Placidus in Disentis wieder ein, die ihn unter seinen mancherlei Erlebnissen stets anmutete wie ein edles Gedicht; vor ihm stand die vornehme, friedevolle Gestalt des Mönchs, an dem nichts vom Staub der Welt klebte und der doch ein hohes Begreifen für alles Menschliche besaß. Wenn er sich dem anvertraute!

Der Einfall überraschte ihn selber. Doch nein! Er konnte auch nicht an Pater Placidus schreiben. Der Benediktiner hatte ihm ja bloß seine Dienste für Bücherangelegenheiten in der vatikanischen Bibliothek angeboten.

Heinrich ließ den Gedanken. Was in der weiten Welt sollte er jetzt überhaupt beginnen? — Wenn er sein Geld wieder besaß, sich davontrollen, nach Rom oder heimwärts? — Welchen Sinn hatte es, daß er in der Gegend blieb, wo er gewärtigen mußte, daß ihm Grimelli gelegentlich eine Kugel durch den Kopf schoß? — Seit gestern abend quälte ihn doch eine tiefinwendige Furcht vor dem abgründigen Menschen.

Ein Feigling wollte er aber nicht sein. Und es war an seinem Herzen keine Faser, die ihn nicht wieder hinauf zu Doia gerissen hätte.

Da weckte ihn ein Pochen an der Tür aus dem unruhigen Sinnen. Die beiden Jungen Testas Leo und Camillo standen davor. „Wir sollen Ihnen das Postgebäude zeigen und das Dorf Airolo!“

Die Einladung war ihm eine willkommene Auslösung.

Der größere Teil des Dorfes, durch das sich die Gotthardstraße schnurgerade dahinzieht, war aus einem Brande neu erstanden, und die zutunlichen Jungen wußten noch viel aus der Schreckensnacht zu erzählen, wie der heulende Föhn die Flamme von Giebel zu Giebel gejagt und die brennenden Schindeln bis empor an die Berge getragen habe, an denen einzelne Tannen ebenfalls im Feuer aufgingen.

Im übrigen glich der Ort, wie schon Doia erzählt hatte, einem Feldlager, und zum erstenmal bekam Heinrich den starken Eindruck des buntbewegten Lebens, das ein großer Tunnelbau mit sich bringt.

Auf der Straße standen die Gruppen der aus dem Süden heraufgewanderten Arbeiter, die Beschäftigung am Bau erhofften, gelbliche und braune Gesichter, piemontesische Blondlinge und Rotköpfe voll Sommersprossen und dunkle Sizilianer, denen die weißen Zähne blitzten, Leute aller Altersstufen vom halbwüchsigen Knaben zum Graukopf. Die einen schauten mit hoffnungsvollen Gesichtern und Augen, die andern mißtrauisch nach den dunkeln Bergwänden und den weißen Schneefeldern des Gotthardes, und die an einen breiten Himmel Gewöhnten fürchteten sich davor. Manche lagen in ihren Mänteln und greller neapolitanischer Zipfelmütze schlafend am Straßenrand; manche saßen auf ihren gestreiften Reisesäcken und verzehrten das trockene Brot. Jede Gruppe hatte ihren Anführer, der ordnend, ratend, befehlend durch die Reihen ging, oft auch ihren schwärzlichen Kaplan aus der Heimat mit sich, daß er denjenigen die Sakramente reichen könne, die fern vom sonnigen Vaterland in der schattenschwarzen Bergwelt als Opfer der Arbeit stürben. Und dort zogen Gruppen Enttäuschter ab; sie wanderten mit Sack und Pack den Gotthardweg hinauf, um jenseits des Berges ihre tapfern Hände anzubieten.

In jedem Auge, das Landsiedel begegnete, stand die Frage, die ihn selber bewegte: „Was soll werden?“ — Neben schönen und gescheidten Gesichtern entdeckte er andere, die so verworfen aussahen, als ob sie eben aus dem Gefängnis oder Strafschiff kämen. Da kroch es ihm über die Seele: „Wenn jetzt aus dem Menschenschwarm plötzlich Grimelli racheschnaubend vor ihm erschiene?“ —

Die Söhne Testas ahnten nichts von seinen Gedanken. Sie tummelten sich durch das Gewirre von Menschen, als sei es ihnen eine vertraute Welt. Der ältere, der schlanke Leo, fast schon ein junger Herr, war Führer und geleitete den Gast aus dem Kern des Dorfes durch ein Gemenge alter kleiner Häuser an den Tessin hinunter, in das Barackenlager der Arbeiter, Wohn- und Werkstätten, Vorrats- und Erholungsräume. In allerlei Magazine guckten die Jungen und machten Heinrich aufmerksam, was ein italienisches Herz an Eßwaren und Kleidern begehren kann: Salami, Mortadellawürste und Speckseiten, kleine und große Laiber von Käse und die mit Stroh umflochtenen, dickbäuchigen und langhalsigen Flaschen voll dunkelroten Chiantiweins, Mützen, Hemden, Schuhe, Unter- und Ueberkleider. Allenthalben Jahrmarkt und grelle italienische Farben, allenthalben lockende Schilde oder mit ungefüger Hand geschrie-

bene und gemalte Aufschriften! Dazwischen flatterte im frischen Bergwind mancherlei Wäsche, die von den mit ihren Zoccoli klappernden Weibern in den Wellen des Tessins besorgt wurde. Hämmern und Dröhnen, Surren und Lokomotivenpfiff kam aus der Mitte des Lagers, und Wolken von Qualm stiegen unaufhörlich in die Luft.

„Dort ist der Eingang in den Tunnel", erklärten die Jungen Landsiedel voll Wichtigkeit. „In der Halle davor laufen, von den Wasserkräften des Tessins getrieben, die surrenden Maschinen, die die zusammengepreßte frische Luft bis ans Vorwerk in den Berg hineintreiben. Die Luft jagt den Dynamitdunst und Qualm aus dem Tunnel, darum der unaufhörliche Rauch am Eingang. Spüren Sie den süßlichen Geruch? — Der kommt vom Dynamit! Der Dynamit wird dort in dem abseits liegenden Gebäude aufbewahrt, auf dem die drei schwarzen Fahnen wehen. Flöge ein Funken hinein, müßte man Airolo zersprengt von den Gletschern des Gotthards auflesen. Dort die Baracke mit der Rotkreuzfahne ist das Spital; man hat erst vorgestern wieder drei Arbeiter hineingetragen. Sehen Sie den alten Mineur! Der hat schon am Mont Cenis und andern Tunnellen gearbeitet. Er besitzt über ein Dutzend Ehrenmedaillen von allerlei Durchschlägen her; er ist stolz darauf und verkauft sie nicht."

In einer mit Ehrfurcht gemischten Neugier betrachtete Heinrich die Gruppe, die mit dem von Leo bezeichneten Vorarbeiter aus dem Berg kam, abgezerrte Gestalten mit ledergelben Gesichtern und tiefliegenden Augen. Rauchgeschwärzt und schwer beschmutzt schritten sie in ihren hohen Stiefeln, in der Hand die qualmenden Grubenlichter. Eine beredte Größe lag über diesem Werktag, über den stillen, stolzen Helden der Arbeit.

Heinrich spürte den gewaltigen Pulsschlag der Tapferkeit unseres kleinen Geschlechts, das seine Meißel und Bohrer in die urmächtigen Berge treibt, um sich den Pfad von Meer zu Meer zu bahnen. Wie ein fremdartiges Lied, aber doch wie ein Lied empfand er das unendlich bewegte Treiben am Fuß der mächtigen weißen Berge, und es hob ihn hinaus über die eigene Sorge.

„Sehen Sie, dort kommt die Post, die um Mittag in Airolo eintrifft; mit den Fourgons, auf die das Gepäck verladen ist, sind es zwölf Wagen", rief Leo und deutet an den Gotthard empor.

Der Berg lag halb in Wolken; durch ihre Risse drang sonniges Schneeleuchten herab ins Tal; wie ein Geheimnis schaute der Alte aus Licht und Nebel. Aus einem Felsental wand sich die Paßstraße von hoch herab und in langen Kehren nach der Tiefe von Airolo. Halb in Staubwolken gehüllt kam die Mittagspost, ein langer Wagenzug mit schräg eingelegten Pferden, das weiße Band herniedersaust. Ein packendes Bild aus dem Weltverkehr, das mit der Eröffnung der Bahn verschwinden würde!

Mehr noch fesselte Heinrich der alte, grob gepflasterte Reitweg, der vom Ausgang des Val Tremola scharf ins Dorf hinuntersteigt. Da waren wohl die frühern Jahrhunderte gegangen. In seiner Einbildung sah er aber nur einen den Pfad herunterssteigen, eine vornehme, hohe Gestalt, die den sonnenhaften Blick freudig in den Süden gewendet hielt. — Dieser eine war Goethe!

Die Erinnerung weckte in Heinrich das Heimweh nach seinen Studien. Nein, er durfte sich nicht in Abenteuern verschwenden!

Mit den jugendlichen Begleitern wohnte er noch dem Menschen- und Pferdewirbel des Postwechsels bei. Lauter fremde Gesichter und darunter keine Tilla Scheck! Wie es wohl der lieblichen jungen Frau neben ihrem Sauerampfer von Gemahl erging? —

Fortsetzung folgt.

Erster Schnee

Von Christian Morgenstern

Aus silbergrauen Gründen tritt
ein schlankes Reh
im winterlichen Wald
und prüft vorsichtig, Schritt für Schritt,
den reinen, kühlen, frisch gefallnen Schnee.
Und deiner denk ich, zierlichste Gestalt.

* * *

„Unberufen"

(Sonntagsgedanken.)

Auch von solchen, die sich christlich nennen, kann man dieses Wort hören, wenn sie von ihrer guten Gesundheit oder sonst von erfreulichen Verhältnissen oder Zuständen berichten können. Man glaubt dieses Wort harmlos und scherzhaft aussprechen zu können und gibt sich nicht Rechenschaft, wie gefährlich und ins Innerste unseres Lebens und Glaubens hineingreifend diese Gewohnheit ist. Es ist dicker Aberglaube, der dieses Wort geschaffen hat. Wer nicht gründlich mit solchen Gefühlsresten im Innern aufräumt, soll sich nur nicht einbilden, daß er in einer klaren und lebendigen Herzensverbindung mit Gott stehen kann. Mit einer solchen ist die Seelenhaltung, die das Wort „unberufen" aussprechen läßt, schlechterdings unvereinbar.

Welch eine erbärmliche Rolle wird da Gott zugeteilt! Da spuckt die heidnische Vorstellung vom „Neid" der Götter, den man nicht wecken dürfe. Was ist das für ein Gott, den man nicht aufmerksam machen darf, wie gut es einem geht, sonst nimmt er dem Menschen das Gute weg? Ist das der freundliche Gott unseres evangelischen Glaubens, dessen Güte ewiglich währt? Das Beste, was man noch zur Entschuldigung anführen könnte, wäre, daß man sich vor Uebermut im Glück hüten wolle und man damit andeute: man wolle stets gewärtig bleiben, daß es auch wieder anders gehen könne.

Das Gefährliche beim Gebrauch dieses Wortes ist, daß es Gott die Ehre nimmt und daß es den Dank gegen Gott verkümmern läßt. Welch ein Unterschied, wenn ich sage: „Wir waren im Sommer alle gesund — unberufen!" oder wenn ich sage: „Wir waren diesen Sommer alle gesund — dem Herrn sei Dank!" Das „Gott sei Dank" ist leider schon so abgegriffen und entleert, daß es zu nichts verpflichtet und meist weder ein Bekenntnis noch einen wahrhaften Dank enthält. Aber immerhin steht das „Gott sei Dank" noch viel höher, als das „Unberufen". Nein! Nicht „unberufen" sollst du deine Gesundheit, dein gesichertes Brot, deine freundlichen Verhältnisse lassen, berufen sollst du sie täglich und stündlich! Dankend und lobend sollst du dich der Gaben deines Gottes freuen! Die Güter deines Lebens sind ihm nicht nur so aus Versehen durchgerutscht und du darfst nicht so tun, als wäre das ein blinder Zufall. Du mußt nicht die schäbige Rolle jener spielen, welche es sich nie anmerken lassen wollen, wie gut sie es haben. Du darfst nicht Gott als einen Mißgünstigen hinstellen, dessen normales Handeln es ist, den Menschen Pein zu bereiten. Im Gegenteil: rühmen sollst du den Nächsten gegenüber, was Gott an dir getan und noch tut. Dann wird dem andern auch das Herz warm, er faßt auch wieder Vertrauen und schöpft Hoffnung. Möglichst „unberufen" soll der Christ das Ueble lassen und „berufen" alles Gute! Wenn Gott seine Ehre bekäme in den Gesprächen der Leute, wenn der Danksinn nicht so verkümmert wäre, dann würden auch die Unterhaltungen der Menschen miteinander sich nicht immer nur um das eigene liebe Ich drehen und nicht deshalb meist gar so „jämmerlich" ausfallen. H. P.

* * *